

Ueber den Ursprung der Sprache [Schluss]

Autor(en): **Grimm, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Schulfreund**

Band (Jahr): **3 (1863)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-675820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abonnementspreis:

Jährlich Fr. 3. —
Halbjährlich „ 1. 50


N^{ro} 17.

Einrückungsgebühr:

Die Petitzeile 10 Rp.
Sendungen franko.

Berner = Schulfreund.

1. September Dritter Jahrgang. 1863.

Dieses Blatt erscheint monatlich zweimal. Bestellungen nehmen alle Postämter an. In Bern die Expedition.  Alle Einsendungen sind an die Redaktion in Steffisburg zu adressiren.

Ueber den Ursprung der Sprache.

(Von Jakob Grimm.)

(Schluß.)

Wir gewahren in den Sprachen, ihren Denkmälern aus einem hohen Alterthum bis zu uns, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte, ihnen vorangegangene, aber hinter dem Bereich unsrer Zeugnisse liegende, nothwendig gefolgert werden muß. Den alten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch Griechisch und Latein vor. Er zeigt eine reiche, wohlgefällige, bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle geistigen und sinnlichen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den spätern Erscheinungen derselben Sprachen (Indisch, Persisch, Neugriechisch, Romanisch) ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexionen meist aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel wieder eingebracht. Auch in unsrer deutschen Sprache ist dasselbe Herabsinken vom frühern Höhepunkt der Formvollkommenheit unverkennbar und dieselben Wege des Erfalles werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrhunderts gegen unsre heutige: dort ist Wohlklang und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprachen läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige

Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist. — Es ist zulässig, selbst dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, den geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aber aus dem Verhalt der vedischen Sprachen zu späteren ahnen.

Nothwendig demnach sind drei Staffeln der Entwicklung menschlicher Sprache: des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter — des Emporblühens einer vollendeten Flexion — des Triebes zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht genügend wieder fahren gelassen wurde. Was im ersten Zeitraum *naiv* geschah, im zweiten *prachtvoll* vorgebildet war, nämlich die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken, das wurde im dritten abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt. Es sind Laub, Blüthe und reife Frucht! —

Anfangs entfalteten sich, wie es scheint, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen anderen Haß, als ihre natürliche, vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge. Ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten. (Man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharret sei.) Allmählig aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und verkürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmungswörter. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt. Die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichtum überall Maß und Regel. — Die älteste Sprache war melodisch, aber weiterschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungenener poetischer Kraft; die neue sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen und vermag mit geringern Mitteln dennoch mehr. — Der den Ursprung der Sprache hüllende Schleier ist gelüftet, aber nicht vollends aufgedeckt!

Unsre Sprache ist auch unsre Geschichte! — Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man kaum *paradiesisch* nennen in

dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinn irdischer Vollkommenheit. Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut im jugendlichen Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vokalen und einfachen Consonanten gebildet. Der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehen hervor aus sinnlicher ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war und der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entstiegen. Die Verhältnisse der Wörter sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereichte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet sie geschwähige Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im Ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stätiges; darum stiftet diese früheste Sprache keine Denkmale des Geistes und verhält, wie das glückliche Leben jenes ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gestreut, der die zweite Periode vorbereitet.

In dieser haben sich alle Lautverhältnisse glänzend aufgethan und vervielfacht. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vokallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohl lautender Wechsel. Auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht überall durch Vokale gesondert, aneinander und steigern Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliäre näher anzurücken und, indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählig abschwächt, mit dem Wort, das sie bestimmen sollten, zu vereinigen. Statt der bei vermindelter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen vertreten lassen. Die Worte sind länger geworden und vielsilbig; aus der losen Ordnung bilden sich in Massen Zusammensetzungen. — Die gesammte Sprache ist zwar noch ziemlich reich, aber mächtiger an Gedanken und Allem, was diese knüpft. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohl laut und Wechsel der Form unerläßlich sind, auf's Höchste geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken.

Das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung konnte aber nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größern Ungebundenheit des Gedankens weichen. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker Worte und Gedanken sich verschlingen; es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thnenden Spannung. Aus dem Eindruck solcher wahrhaft übermächtiger Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden. — —

Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in der Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft bringen. Wer aber kann dieser Zukunft heimliche Wege alle spähen? Es scheinen unter auseinander gelaufenen, im weiten Raum verarbeiteten, später sich wieder berührenden Sprachen endlich nur solche des Feldes Meister zu werden, die nährende Geistesfrucht getragen und gegeben haben, und wie alle Menschensprachen von Babels Thurme aus getrennt wurden, so können sie auch in unabsehbarer Zeit rein und lauter wieder zusammenfließen! —

Von Allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Vereine mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervorgebracht, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besizthum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden allen Menschen, das sich keinem versagt, dessen sie gleich der Luft zum Athmen nicht enttrathen könnten! —

„Geheimnißvoll und wunderbar ist der Sprache Ursprung, doch rings umgeben von andern Wundern und Geheimnissen; schwerlich ein Kleineres liegt in dem der Sage, die bei allen Völkern über den ganzen Erdboden in gleicher Unermesslichkeit und Abwechslung zuckt und auftaucht, durch lange Gemeinschaft der Menschen erwachsen und weit fortgepflanzt worden sein muß. Nicht sowohl in ihrem Wesen selbst beruht das Räthsel der Sprache, als vielmehr in unserer schwachen Kunde von dem ersten Zeitraum ihrer Erscheinung, da sie noch in der Wiege lag, den ich dadurch mir zu verdeutlichen strebte, daß ich kunstlose Einfachheit sinnlicher Entfaltung als sein Merkmal setzte: um diesen Angel dreht sich meine ganze Vorstellung. Zahllose Begebenheiten selbst aus historischer Zeit sind erst dem Auge des

Geschichtsforschers klar geworden, des Menschengeschlechts älteste Geschichte lagert verborgen gleich der seiner Sprache, und nur die Sprachforschung wird Lichtstrahlen darauf zurückwerfen!" —

Der Naturfreund als Sammler.

An schönen Sommertagen, wenn sanfte Lüfte Kühlung wehen, flüchtet man sich so gerne aus des Zimmers Gefängniß in's Freie, um in deinem Schooße, Mutter Natur, von deinen Wundern umgeben, die reinen Freuden zu genießen, die du in so reichem Maße zu spenden vermagst. Die mannigfaltigsten Gemälde in immer wechselnder Reihenfolge erfreuen Jeden, dem das heitere Licht des Tages leuchtet, den gewöhnlichen Spaziergänger wie den Naturfreund. Jener fühlt sich mehr vom großen Ganzen mit seinen zauberhaften Reizen angezogen, dieser widmet seine Aufmerksamkeit jedem einzelnen Naturkörper, ohne darüber das Ganze zu vergessen. Der dunkle Wald mit den gigantischen Bäumen, die gold'ne Sonne, die grünende Erde mit ihren Hügeln und Bergen, die ihre Spitzen in's Blaue des Aethers erheben und ihren Fuß im brausenden Strome baden, bilden große, erhabene Gemälde, werth des berühmtesten Meisters; aber auch der unscheinbare Stein, das Moos, das auf demselben sein kümmerliches Dasein fristet, das Insekt, das in seinem Schatten sich birgt, sind unserer Beachtung werth. Nichts ist in dem großen Haushalte der Natur für den Naturfreund, den Sammler, den Forscher zu klein, und ist es nicht oft das Kleine, das Unscheinbare, das bei näherer Betrachtung uns Bewunderung abnöthigt? Oder wer muß nicht erstaunen, wenn er zum ersten Male in einem Wassertropfen eine ganze Welt von Thierchen erblickt? Auch für diese Welt im Kleinen ist vom Schöpfer mit eben der Weisheit und Güte gesorgt worden, wie für die vollkommenen Geschöpfe. Laßt uns daher, zwar nicht als Forscher, sondern nur als bescheidene Sammler, mehr den niedern Organismen uns zuwenden und aus der Insektenwelt, dieser vielbewegten, in der noch so mannigfaltige Entdeckungen zu machen sind und die eine so überreiche Anzahl der verschiedensten Formen darbietet, die vollkommenste Ordnung herausgreifen, nicht um zu